

**Erzbischof Joachim Kardinal Meisner
Ansprache beim ökumenischen Gottesdienst anlässlich des 8. Deutschen Seniorentages
im Hohen Dom zu Köln am 16. Mai 2006**

Liebe Schwestern, liebe Brüder!

Wir sind heute im Kölner Dom zum Gottesdienst versammelt. Er ist das größte, und – als Erzbischof von Köln sage ich – er ist auch das schönste Gotteshaus in Deutschland. Darum freue ich mich, dass er gerade jetzt zum Ort der Begegnung des 8. Deutschen Seniorentages mit dem lebendigen Gott wird. Dieser Dom ist schon das 3. Gotteshaus an dieser Stelle. Der jetzige gotische Dom steht seit 758 Jahren. Hier merkt man, dass Alter und Schönheit miteinander korrespondieren. Der Dom sollte auch in dieser Stunde zu uns sprechen.

Das Wichtigste am Dom kann man nicht sehen, nicht anfassen und berühren, nämlich die Fundamente. Ohne diese Fundamente würden die Säulen hier vor uns nicht aufragen, die das hohe Gewölbe tragen. Es ist meistens im Leben so, dass das Wichtigste, was uns trägt und stützt, nicht für unsere Augen sichtbar ist. Vor einigen Jahren begegnete mir bei einem Ferientaufenthalt in Bayern eine Gruppe älterer Leute, die ich freundlich mit „Grüß Gott“ begrüßte. Darauf sagte ein älterer Herr etwas provozierend zu mir: „Grüß Gott, wenn du ihn siehst!“ Ich bin darauf stehen geblieben und habe ebenfalls etwas provokativ entgegnet: „Haben Sie schon mal Ihren Verstand gesehen?“ Er lächelte und sagte: „Dann steht’s ja doch Eins zu Null für Sie!“ Na, Gott sei Dank! Denn wenn es das alles nicht gäbe, was wir nicht sehen, dann wäre es schlecht um die Welt bestellt: Es trägt uns das Erbarmen Gottes. Es trägt uns das Wohlwollen so vieler Menschen. Der Apostel Paulus sagt: „Einer trage des anderen Last; so werdet ihr das Gesetz Christi erfüllen“ (Gal 6,2). Er sagt nicht: „Einer werde des anderen Last“, sondern „Einer trage des anderen Last“. Und wer sich von Gottes Erbarmen getragen weiß, dem wird auch alles andere erträglich. Wir sind in Gottes Händen, und Gottes Hände sind gute Hände.

Zum Zweiten sprechen zu uns im Kölner Dom seine schönen großen und alten Fenster. Der Dom hat einen Hektar Glasfläche. Aber wenn Sie von außen am Dom vorbeigehen, bekommen sie vom Glanz der Fenster gar nichts mit. Man muss in den Dom hineingehen, wie wir jetzt, dann sieht man etwas von der Farbenpracht und Schönheit der Fenster im Dom. Es gibt ein Buch mit dem Titel: „Alle Herrlichkeit ist innerlich“. Die Glocken laden uns ein, den Kirchenraum zu betreten, um etwas von der Schönheit Gottes zu erfahren. Jesus sagt ausdrücklich: „Wo zwei oder drei in meinem Namen versammelt sind, da bin ich mitten unter ihnen“ (Mt

18,20). Und wie ist er erst mitten unter uns, wenn dreihundert oder dreitausend oder – wie zum Weltjugendtag im August des vergangenen Jahres – eine Million versammelt sind! Dann ist er unter uns in einer Dichte, die uns glücklich macht. Man muss in den Innenraum der Kirche gehen, um etwas von der Herrlichkeit Gottes zu sehen. Aber jeder von uns ist auch ein Glied der Kirche. Und ich glaube, wir müssten wieder mehr in uns gehen, um dem Herrn in unserem eigenen Herzen zu begegnen. Der Apostel Paulus sagt das schöne Wort, das ich überaus liebe: „Euer Leben ist mit Christus verborgen in Gott“ (Kol 3,3). Hier ist Ihnen ein Reichtum in die Hand gegeben, den wir gar nicht hoch genug einschätzen können! Wir sollten von diesen erfahrenen Reichtümern den anderen mitteilen, besonders den Jüngeren. Was können wir den anderen Menschen von den Reichtümern Gottes schenken?

Das sind eigentlich ganz einfache Dinge. Ich will zunächst einmal sagen: das gute Wort. Wir haben alle einen unerschöpflichen Reichtum an guten Worten. Warum sind wir oft so geizig im Verschenken von guten Worten? Das gute Wort verbindet und tröstet. Wer einen traurigen Menschen durch ein gutes Wort getröstet hat, der hat die Welt zum Positiven verändert.

Und dann gibt es auch noch das hörende Ohr. Wenn man älter wird, wird auch das Hören schwieriger. Aber es gibt ja zum Glück so etwas wie Hörgeräte. Doch viele junge Menschen mit gutem Gehör haben kein hörendes Ohr. Sie reden nämlich immer nur von sich selber. Der Schöpfergott hat uns zwei Ohren und nur einen Mund gegeben, damit wir doppelt so viel hören wie reden. Und die Benediktusregel, eines der wichtigsten Dokumente des christlichen Abendlandes, beginnt mit dem Satz: „Höre, mein Sohn! Höre, meine Tochter!“ Der Glaube kommt vom Hören. Ich gehöre dem, auf dessen Wort ich höre. Viele Menschen ersticken heute fast an sich selbst, weil sie niemanden haben, der ihnen mal zuhört. Ein verwundetes Herz muss sich einmal sauberbluten können, damit es wieder Heilung findet. Dazu brauchen wir ein hörendes Ohr.

Eine weitere Möglichkeit, was wir einander schenken können, ist der gute Blick. Wir kennen alle das Wort: „Wenn Blicke töten könnten“. Aber der gute Blick ist der kürzeste Weg zwischen zwei Menschen, den können wir uns in der Straßenbahn und im Zug schenken. Er signalisiert den anderen, dass sie von mir als Schwester oder Bruder erkannt und anerkannt sind.

Schließlich gibt es noch die gute Hand. In unseren Händen pulst das warme Leben. Wenn ich meine Hand wärmend auf die Hand des anderen lege, dann ist schon eine Brücke gebaut, dann könnte ich ihm auch einmal etwas Ernstes sagen, was gesagt werden muss, und es wird ihn dann nicht mehr verletzen, denn es ist ja schon eine Verbindung von mir zu ihm geschlagen durch die gute Hand.

Die Säulen im Dom tragen die sich entfaltenden Gewölbe. Jeder von uns ist eine solche Säule, die sich in der Güte und in der Liebe entfalten soll, wie die Gewölbe im Hohen Dom.

Als Drittes nenne ich noch die Domtürme. Wer sie von außen betrachtet, hat den Eindruck: Es sind zwei Finger, die sich in den Himmel recken, sodass sich zwischen ihnen die Figur des Buchstabens „V“ ergibt. Man kann das oft im Fernsehen sehen, wenn es um Auseinandersetzungen von Menschen geht: Die Unterlegenen halten dann trotzig zwei Finger (Mittel- und Zeigefinger) hoch und wollen damit sagen „Victory“, d.h. „Wir siegen“. Der Dom sagt mit seinem „Victory“, mit seinen Siegestürmen: „Nicht wir siegen, sondern Christus hat für uns gesiegt: über Sünde, Tod und Teufel“. Das ist für uns Menschen ganz wichtig!

Früher sind die Menschen durchschnittlich nur 40 Jahre alt geworden, aber man hatte den Eindruck, sie hatten mehr Zeit, als wir Heute. Ich glaube, ich kenne das Lebensgeheimnis unserer Vorfahren vor 300 Jahren. Das kann man auf eine Formel bringen: 40 plus Ewigkeit. Diese Formel schenkte ihnen viel Zeit in dieser Welt. Heute werden die meisten Menschen 90 Jahre und noch älter, aber sie haben alle keine Zeit, weil wir heute eine andere Lebensformel haben, die heißt: 90 plus Null. Dabei hat man keine Zeit, weil die Ewigkeit fehlt. Für die Menschen in früheren Zeiten gehörte die Ewigkeit selbstverständlich zum Leben mit dazu. Heute jedoch konzentrieren sie sich so sehr auf ihr gegenwärtiges Leben, als sei es für sie die letzte Gelegenheit. Weil sie dabei das höchste Glück erstreben, sind sie dazu verurteilt, vor allem auf ihr eigenes Glück zu schauen, das Beste aus ihrem Leben herauszuholen und immer schneller zu leben. Das so forcierte Tempo hängt mit dem Verlust der Aussicht auf die Ewigkeit zusammen. Wir müssen wieder lernen, dass der Mensch mehr Zukunft als Gegenwart und Vergangenheit zusammen hat. Das heißt, der Mensch hat immer noch viel mehr

vor sich, als bereits hinter sich. Und darum spielt doch das Alter überhaupt keine Rolle. Ob ich 88, 48 oder 18 Jahre alt bin – ich habe immer noch viel mehr vor mir, als bereits hinter mir. Denn der Tod ist nicht Endstation, sondern Umsteigestation von dem Leben in der Welt in das Leben des Himmels, wie wir es zeitlebens gebetet haben: „Wie im Himmel, so auf Erden“. Und der Tod ist darum nichts anderes als ein Hinübergehen von der einen Hand Gottes in die andere Hand Gottes.

Wenn ein Mensch zur Welt kommt, dann weint er bittere Tränen, aber seine Mitwelt, die Eltern und die Angehörigen, freuen sich, dass ein Mensch zur Welt gekommen ist. Und wenn der Mensch einmal heimgehen darf, dann sollte es genau umgekehrt sein, dann sollte sich derjenige freuen dürfen, der nun nach Hause geht in das Vaterhaus Gottes, in seine unermessliche Liebe. Und alle die, die er zurücklässt, sollten ein wenig um ihn weinen dürfen, weil er für sie eine schmerzliche Lücke hinterlässt. Im Leben der Gottesmutter Maria war das so. Wer einmal vor dem wunderschönen Marienaltar des Veit Stoß in der Marienkirche in Krakau gestanden hat, wird dieses Bild nie mehr vergessen können: wie Maria sterbend in die Arme der weinenden Apostel sinkt, aber mit einem österlichen Lächeln auf ihrem Antlitz. Warum war das bei ihr so? Ich meine, weil sie dort nicht fehlte, wo sie nötig war. Und das ist auch unser aller Berufung, dass wir jetzt als Seniorinnen und Senioren dort nicht fehlen, wo wir nötig sind: vor Gott, unter den Menschen und in der Welt. Amen.

+ Joachim Kardinal Meisner
Erzbischof von Köln